

### 307. Hessisch/Mittelrheinisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte (NF 15)

Kassel, den 26. Juni 2015

Dr. Juliane Schiel (Zürich)

#### »Mit zweierlei Maß: Der Adriaraum als Laboratorium spätmittelalterlicher Praktiken des *Slaving*«

Das Wiederaufleben von Versklavungspraktiken im mediterranen Europa des 14./15. Jahrhunderts wird in der Forschung üblicherweise mit den Handelskontakten europäischer Seehandelsmächte zu mamlukischen Akteuren des östlichen Mittelmeerraums erklärt. Die Sklaverei des Spätmittelalters gilt als »muslimisches« Importgut, die Sklavinnen und Sklaven selbst als kulturell und religiös Fremde. Unberücksichtigt bleibt in diesem Forschungsnarrativ jedoch bis heute die Balkanregion. Dabei wurden Menschen aus dem Balkan das gesamte Hoch- und Spätmittelalter hindurch von Muslimen und Christen gleichermaßen gehandelt und versklavt.

Der Vortrag hat diese Balkansklaven, die bislang immer nur beiläufig Erwähnung fanden, in den Fokus gerückt und die Versklavungspraktiken des Adriaraums zu denjenigen im östlichen Mittelmeer und Schwarzmeerraum ins Verhältnis gesetzt. Dafür wurden im Sinne einer *histoire croisée* drei Perspektiven auf die adriatische Zwangsmigration miteinander konfrontiert: eine ostadriatische, eine venezianische und eine westeuropäische Sichtweise. Eine vergleichende Untersuchung der verschiedenen Semantiken zur Bezeichnung dieser unfreiwilligen Arbeitsmigrantinnen und -migranten des Adriaraums war die Grundlage dafür, die miteinander verflochtenen Praktiken und Diskurse des *Slaving* zwischen Dalmatien, Venedig und dem Lateinischen Westen aufzuspüren und zu einer »Dezentrierung« der bisherigen europäischen Sklavereigeschichte beizutragen.

So konnte gezeigt werden, dass städtische Hausklaverei in den Küstenstädten Dalmatiens bereits gängige Praxis war, deutlich bevor sie auch in den Städten der italienischen und der Iberischen Halbinsel in größerem Umfang nachweisbar war. Mehr als fünfzig Jahre bevor die Handelskontakte italienischer Seemächte im östlichen Mittelmeer und in der Schwarzmeerregion sowie die Folgen der Pestepidemien »tatarische«, tscherkessische und russische Sklaven und Sklavinnen aus Zentralasien in größerem Umfang nach Europa brachten, waren Hausbedienstete aus Dalmatien bereits zum europäischen Exportschlager geworden. Hierbei hat sich die Rolle Venedigs in diesem adriatischen Menschenhandel als weit weniger dominant erwiesen als in der Forschung meist angenommen. Nicht die »Kolonialmacht« Venedig; vielmehr war es die Markusstadt, die mit ihren Handels- und Einreisegesetzen auf ostadriatische Entscheidungen reagierte und sich bei der Ausgestaltung der Maßnahmen an dalmatischen Vorlagen orientierte. Dabei betteten die Akteure des Menschenhandels ihre Handlungen zunehmend in den moralisch aufgeladenen Diskurs der römischen Kirche ein, die den Verkauf getaufter Menschen als Sklaven grundsätzlich verurteilte.

Venedig stellte in diesem Geflecht eine zentrale Schnittstelle zwischen den ostadriatischen Versklavungspraktiken und dem kirchlichen Anti-Sklaverei-Diskurs Westeuropas dar: Indem Venedig die unscharfe Kategorie des Unfreien aus Dalmatien imitierte und gleichzeitig einen moralischen Diskurs etablierte, der an theologische Vorbehalte der Kirche anknüpfte und zwei Grade von Unfreiheit unterschied, war der Boden für eine Renaissance europäischer Sklavereipraktiken in einem neuen Diskurssystem bereitet. Damit haben sich die Dynamiken des adriatischen Menschenhandels für das Verständnis der spätmittelalterlichen Sklaverei in Europa als weitaus wichtiger erwiesen als der bislang angenommene Modellcharakter muslimischer Sklaverei.

mischer Versklavungspraktiken der Zeit. Der Adriaraum diente gewissermaßen als Laboratorium spätmittelalterlicher Praktiken des *Slaving* in Europa.

Dr. Christoph Mauntel (Heidelberg)

**»Weltordnungen. Vormoderne Konzepte von Kontinent und Imperium«**

Die Vorstellung, die Erde sei in »Kontinente« geteilt, kann als geographisches Grundwissen des Mittelalters gelten. Vom Frühmittelalter bis hin zum 15. Jahrhundert wiederholen Chroniken, Enzyklopädien und geographische Traktate einhellig, dass die Erde aus drei Teilen (*partes mundi*) bestehe: Asien, Europa und Afrika. Mit den TO-Karten fand diese Ordnung ihre wohl bekannteste Umsetzung. In der graphischen Reduktion auf den die Erde umgebenden Ozean, die Himmelsrichtungen und die durch Linien getrennten Erdteile liegt der Reiz und der hohe Wiedererkennungswert dieser »Karten«. Der hohe Abstraktionsgrad ließ sie zur Chiffre für die bekannte und bewohnbare Welt schlechthin werden und als solche wurden sie in den vielfältigsten Kontexten genutzt. Über das Mittelalter hinaus sind die »Kontinente« bis heute eine der gebräuchlichsten geographischen Meta-Kategorien zur Ordnung der Welt.

Der Vortrag thematisiert im ersten Teil die Frage, worin die besondere Bedeutung der Kontinente für das lateinische Christentum lag. Zwar wussten auch die christlich-orthodoxe und die arabische-islamische Welt wegen der gemeinsamen kulturellen Wurzeln um die ursprünglich antike Idee der »Kontinente«; wirkmächtig wurde diese jedoch nur im lateinisch-christlichen Kulturbereich. Im Laufe des Mittelalters wurde jedoch das antike Wissen um den Konstruktionscharakter dieser Einteilung verdrängt. Die Gliederung der Welt in Erdteile wurde zur überkommenen Wahrheit. Der Grund dafür dürfte vor allem an ihrer religiösen Aufladung, etwa durch die schrittweise Assoziierung Asiens, Europas und Afrikas mit den drei Söhnen Noahs liegen. Die bekannte Welt ließ sich so biblisch deuten und christlich in Anspruch nehmen. Damit wurde die abstrakte antike Gliederungsidee zu einem sinnstiftenden Ordnungskonzept. Als solches ist das Konzept der »Kontinente« von besonderer Bedeutung, weil es Individuen oder Gruppen ermöglichte, die Welt in globalem Maßstab zu erfassen und sowohl sich selbst als auch das Fremde in einem einheitlichen System zu verorten und zueinander in Bezug zu setzen. Die Bedeutung »Europas« zu betonen, erforderte allerdings einigen Argumentationsaufwand, denn aus kosmographischer Sicht lag es am Rand der Welt, weit entfernt von den Orten religiöser Bedeutung in »Asien«.

Im zweiten Teil nimmt der Vortrag in den Blick, welche Konzepte oder Vorstellungen mit den Erdteilen verknüpft wurden. Als Beispiel hierfür dienen »Imperien«. Hintergrund hierfür ist, dass das lateinische Christentum durch die Kreuzzüge und die Expansion der Mongolen seit dem 11. Jahrhundert zunehmend in Kontakt mit anderen Gesellschaften und Kulturen kam. Für die Chronisten und Reisenden stellte sich hier die Herausforderung, die fremden Gesellschaften adäquat begrifflich zu erfassen: Sowohl die Herrscher der Seldschuken als auch der Mongolen wurden häufig als *imperatores* beschrieben. Genüsslich bis furchtsam thematisierten Traktate und Berichte die weitreichende Macht etwa des mongolischen Khans. Auch der mythische »Priesterkönig Johannes« wurde als imperialer Herrscher beschrieben. Vor diesem Hintergrund wird die These diskutiert, dass »Asien« im Spätmittelalter zunehmend mit imperialen Herrschaftsstrukturen assoziiert wurde, während man dem für den christlichen Machtbereich die Pluralität von Königreichen entgegenstellte. In Reiseberichten, auf *mappae mundi* und in Chroniken wird so eine Weltordnung entworfen, die politische Strukturen mit geographischen Räumen verknüpft.

Dr. Thomas Wozniak (Marburg)

**»Wie kalt war es in Canossa? Witterung als Rahmenbedingung politischer Ereignisse im Früh- und Hochmittelalter«**

Die Betrachtung von Wetter, Witterung und Klima als Rahmenbedingungen, vor deren Hintergrund sich politische, wirtschaftliche, soziale und religiöse Entwicklungen vollziehen, wurde bisher oft vermieden. Zu groß erschien die Gefahr eines »Klimadeterminismus«. In den letzten Jahren finden aber neben anderen Voraussetzungen auch klimageographische Aspekte zunehmend Beachtung. Der Vortrag konzentrierte sich zum einen auf eine kleine Auswahl von extremen Witterungsereignissen, zum anderen auf die meteorologischen Anomalien der Winter der Jahre 763/764 und 1076/1077. Letzterer ist zentral für den »Gang nach Canossa« im Rahmen des Investiturstreits.

Während naturwissenschaftliche Datendiagramme mit einer großen Überzeugungskraft daher kommen, unbestechlich, sauber, fast suggestiv, fehlt ihnen aber allzu oft eine Methoden- und Fehlerdiskussion. Schwierig wird dies, wenn solche Datenreihen historische Quellen einbeziehen, welche einer Quellenkritik unterzogen werden müssen. Genau um die verschiedenen historischen Quellen und ihre methodischen Probleme in Bezug auf Witterungsereignisse ging es im ersten Teil des Vortrags. Dabei wurde versucht, die extremen Naturereignisse zwischen dem 6. und dem 11. Jahrhundert in Zentraleuropa systematisch anhand historischer Quellen zu filtern, vor allem Annalen und Chroniken, aber auch Kapitularien, Briefe und Reiseberichte. Andere Quellengruppen wurden nicht in die Untersuchung aufgenommen, denn etwa in der Gruppe der Urkunden kommen Naturereignisse überwiegend in (Ver-)Fälschungen vor. In Heiligenviten sollen die Naturereignisse die Kraft des Übernatürlich-Göttlichen beweisen und es ist fast unmöglich, zu den eventuell zugrunde liegenden Naturereignissen vorzudringen. Weiterhin sind die halbjährlichen seriellen Daten des Nils der Jahre 630 bis 1470 so stark durch politische Ereignisse, welche Einfluss auf die Menge der Wasserentnahme hatten, sowie durch die Witterung in Ostafrika geprägt, dass sie für Europa nur begrenzte Aussagekraft besitzen.

Die Konzentration auf Annalen und Chroniken machte weitere methodische Überlegungen notwendig, so zur zeitgenössischen Erwartungshaltung der Autoren. So hat beispielsweise der aus Bagdad stammende Autor Ibn Fadlan eine andere Vorstellung von der Härte des Winters als Mönche aus Irland oder Skandinavien. Auch die zeitgenössische Instrumentalisierung der Witterung durch die Autoren bis hin zur Fiktion ist problematisch. Hinzu kommt die Überlieferungsproblematik für nicht durch Autopsie des Autors beobachtete Ereignisse. In den meisten Fällen hilft nur der kritische Vergleich mit möglichst unabhängigen Parallelüberlieferungen.

Die von Christian Pfister und anderen entwickelten Klassifikationsmodelle, bei denen in mehreren Schritten aus qualitativen Quellenangaben quantitative und vergleichbare Abstufungen gebildet werden, lassen sich bei Quellen des Spätmittelalters gut anwenden. Weil aber nur die extremsten Ereignisse dokumentiert wurden, versagen sie weitgehend am Material des Früh- und Hochmittelalters.

Von 500 bis 1100 sind bisher etwa 60 extreme Winterereignisse aus den Quellen hervorgetreten, von denen die Winter 763/64 und 1076/77 im Rahmen des Vortrags näher betrachtet wurden. Probleme der Zuordnung ergeben sich daraus, dass ein Sommer immer eindeutig in der Mitte eines Jahres stattfindet, während ein Winter am Übergang von einem zum nächsten Jahr liegt und damit – je nach Schreiber – dem einen oder dem anderen Jahr zugeordnet wird. Etwa 16 Annalen/Chroniken nennen den extrem kalten Winter bereits 763, 21 datieren ihn ins Jahr 764. Die Winterdauer war auch je nach Region unterschiedlich: Im nördlichen Rheinland wird sie mit nur zwei Monaten angegeben. Im südlichen Rheinland, in Westfranken (Loire-Region) und in Irland wurden drei Monate Dauer und in England sowie am mittleren Rhein bis

vier Monate angegeben. Mit mehr als vier Monaten am längsten wurde die Kälte von Theophanes dem Bekenner für den Bereich des Schwarzen Meeres dokumentiert. Winter dieses Ausmaßes und dieser Intensität kommen nur alle 300 Jahre einmal vor.

Der nächste Winter mit einem ähnlich starken Wiederhall in den Quellen ist jener von 1076 auf 1077, auf dem Höhepunkt des sogenannten Investiturstreits. Die extreme Kälte dieses Winters wurde von den intentional schreibenden Chronisten als Folge der menschlichen Sündhaftigkeit dargestellt. Auslöser sei der Hochmut des Kaisers gewesen, der sich gegen den Stellvertreter Christi empört habe. Dieser Topos wurde als Schablone noch ausgeweitet, denn sobald der römisch-deutsche König abgesetzt und mit Rudolf von Rheinfelden ein neuer König gewählt war, habe sich auch das Wetter wie durch Gottes Willen spontan gebessert. Dazu kommen eine Alpenquerung, die an Hannibals Alpenübergang orientiert zu sein scheint, sowie der im 11. Jahrhundert weitverbreitete Topos des „barfüßigen“ Herrschers. Stellt man nun sämtliche überlieferte Quellenstellen in Bezug auf die Witterung nebeneinander, ergibt sich, dass der Winter nördlich der Alpen von extremer Kälte geprägt war, aber regional sehr unterschiedlich wahrgenommen wurde. Im Vergleich zu den oben genannten Zahlen des Winters 763/764 sind die Details der Beschreibungen für den Winter 1076/1077 ungleich ausführlicher. So sind für 1076/1077 nur sieben Kurzeinträge überliefert, während 15 ausführliche Berichte mit Datierungen von Winteranfang und -ende vorliegen.

Abschließend konnte deutlich gemacht werden, dass der Zeitrahmen der sogenannten Mittelalterlichen Warmzeit, die in den 1960er-Jahren von Hubert Lamb eingeführt worden war, seither so definiert wird, wie für die jeweilige Datenbasis gerade benötigt. Dies liegt vor allem daran, dass globale Entwicklungen des Klimas regional und lokal sehr unterschiedliche Ausprägungen entwickeln. Dies macht einmal mehr den weiteren Forschungsbedarf im Spannungsfeld zwischen Klimadeterminismus und Kultur-/Sozialdeterminismus deutlich.